

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 4

Artikel: Scherben bringen Glück
Autor: Pörtner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu lassen. Sicher hat dieser Genfer und Schüler Marcel Raymonds bei seinem Lehrer den Wert des sympathisierenden Erkennens schätzen gelernt. Aber ein sehr deutliches Gefühl der Zurückhaltung und gleichzeitig der Wunsch, das kristallklare Wasser seiner Denkkraft ungetrübt zu bewahren, haben ihn dazu geführt, die Kritik als ein Vermögen des Geistes zu begreifen, das Gefahr läuft, dadurch alles zu verlieren, daß es sich auf die blinde Nähe der Identifikation einläßt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Jean Starobinski der genaue Antipode Jean-Pierre Richards: helle und dunkle Erkenntnis, Kritik des Tages und Kritik der Nacht. Doch schließen sich diese beiden Denkformen nicht aus, sondern sie ergänzen sich. Wie die Dioskuren behüten sie in glücklicher Weise den Zyklus des Dunkels und des Lichts, den die heutige Literaturkritik durchläuft.

¹ G. Bachelard: *La formation de l'esprit scientifique*, S. 248. ² *La psychanalyse du feu*, S. 106. ³ *L'air et les songes*, S. 22. ⁴ *La terre et les rêveries de la volonté*, S. 333. ⁵ *La terre et les rêveries du repos*, S. 81. ⁶ *La poétique de la rêverie*, Kapitel II, *passim*. ⁷ *L'eau et les rêves*, S. 70. ⁸ *La poétique de la rêverie*, S. 168. ⁹ Jean-Pierre Richard: *Littérature et sensation*, Klappentext. ¹⁰ *Poésie et profondeur*, S. 10. ¹¹ Id. ¹² *Quelques aspects nouveaux de la critique française*, *Filologia moderna*, April 1961, S. 9. ¹³ *Poésie et profondeur*, S. 9. ¹⁴ *La part du feu*, S. 327. ¹⁵ Id., S. 76. ¹⁶ Id., S. 326. ¹⁷ Id., S. 327. ¹⁸ Lautréamont et Sade, S. 12. ¹⁹ Jean Starobinski, Einleitung zu Franz Kafka: *La colonie pénitentiaire*. ²⁰ *L'œil vivant*, S. 17. ²¹ Jean-Jacques Rousseau. *La transparence et l'obstacle*, S. 323. ²² Le divertissement précieux, *Le Labyrinthe*, 15. April 1945.

Scherben bringen Glück

PAUL PÖRTNER

Der Tag fing gut an.

Ich war mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gekrochen. Statt in den Pantoffel trat ich in Glasscherben. Die Nachttischlampe war zu Boden gefallen, die Glühbirne zersplittert. Ich war beim Lesen eingeschlafen, hatte vergessen, das Licht zu löschen; die Schnur mit dem Stecker fand ich um meinen Arm geschlungen. Ich tappte an der Wand entlang, fingerte an der Stelle, wo der Schalter für die Deckenbeleuchtung sein mußte, faßte in die offene Steckdose, elektrisierte mich. Der Schlag weckte mich endgültig, schrillte wie eine Klingel in meinem Kopf, fuhr mir durch Mark und Bein, kribbelte, daß ich zitterte wie im Schüttelfrost. Ich entschloß mich, die Jalousien hochzuziehen, um Tagessicht hereinzulassen. Schlurfte durch eine Lache, nein, es war kein Blut,

sondern Wasser; ich angelte vorsichtig mit den Zehen, erwischte eine Blumenvase, die unzerbrochen hin und her rollte. Ich hob sie auf, stellte sie auf den Tisch, da zerschellte sie klirrend. Die helle Stelle, die ich für das Tischtuch gehalten hatte, war ein Reflex des Wandspiegels. Ich werde die Wirtin bitten, mir einen Tisch ins Zimmer zu stellen, denn ohne Tisch ist ein Zimmer kein Zimmer. Ich humpelte zum Fenster, durch das streifiges Tageslicht herein schimmerte, zog an der Gurte. Die Jalousie hob sich einen Spalt, verklemmte sich in den Führungsschienen, hing schräg; ich zog ruckhaft nach, um die Unregelmäßigkeit auszugleichen, da riß die Gurte, die dünnen Sperrholzblätter rasselten aufeinander, wirbelten Staub auf. Immerhin kam durchs Oberlicht Helligkeit herein. Ich wollte den Schaden notdürftig beheben, öffnete das Fenster, rüttelte an den Leisten, suchte das abgerissene Gurtenstück zu fassen, lockerte die morschen Blendenlatten; sie rutschten aus den seitlichen Leitrinnen, trudelten ab, beschrieben flatternd Kurven, prasselten auf die Straße.

Gottseidank war es früh am Tage; noch nicht viel Leute unterwegs. Niemand wurde getroffen, nicht einmal ein vorüberfahrendes Auto. Ich atmete auf. Das Wetter war schön, die Sonne schien, ein leichter Wind kam auf, trieb meine Jalousieblätter wie trockenes Schilf über das Kopfsteinpflaster. Ich lief schnell hinunter, sammelte die verstreuten Sperrholzleisten auf. Erst als ich das Bündel vollzählig beisammen hatte (ich klemmte es unter den Arm), bemerkte ich, daß ich noch im Nachthemd war und barfuß. Ich zog eine Blutspur hinter mir her. Obwohl ich nur kleine Schnitte am Fuß spürte, hinterließ ich bei jedem Schritt einen Tupfen, gerade deutlich genug, um meinen Zickzackkurs zu markieren.

Ich verdrückte mich schnell in den Hauseingang, sah mich noch einmal um, ob niemand mir folgte oder nachstarrte, nein, ich war unbemerkt geblieben. Im Flur stieß ich mit Frau Pinkus zusammen, die mir gerade das Frühstück bringen wollte. Sie ließ das Tablett fallen. Es war nicht meine Schuld, denn ich hatte sie nicht gestoßen oder gestreift, ich blieb ihr vorsichtshalber drei Schritte vom Leib. Wahrscheinlich hatte sie die Sachen einfach vor Schreck hingeworfen, um die Hände über dem Kopf zusammenschlagen zu können. «Blut!» röchelte sie und schwankte, als ob sie in Ohnmacht fallen wollte, tastete zurück, bekam das Treppengeländer zu fassen, ließ sich sanft in einer spiralförmigen Rückwärtskurve nieder, so daß sie auf den untersten Treppenstufen zu liegen kam. Es gibt gewiß Frauen, die kein Blut sehen können — ich hatte, wie ich später feststellte, mein Gesicht mit Blut beschmiert — aber Frau Pinkus war manches gewohnt, sie machte nur Theater, mimte die Bewußtlose, blinzelte durch die fältigen Augenlider. Ich fächelte Frau Pinkus Luft zu und wollte ihr gerade die Bluse öffnen, da schlug sie die Augen weit auf, wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf meine Stirne, stammelte: «Blu-hu-hut». «Natürlich, was denn sonst?» Ich tat gelassener als ich war. Zwinkerte ihr freund-

lich zu, versuchte ein Lächeln, das sie mit einem Aufschluchzen quittierte. Sie setzte gerade wieder zu ihrem Huhu an, da klingelte es. Der Briefträger öffnete die Haustüre, die nicht ins Schloß gefallen war. Frau Pinkus war mit einem Satz wieder auf den Beinen und ging dem Beamten entgegen. Ich benutzte die Gelegenheit, um nach oben zu entwischen.

In meinem Zimmer wusch ich mir schnell Gesicht und Hände, kleidete mich an. In der Hast riß ich mir das Hemd unter der Achselhöhle auf (macht nichts, das lüftet), verfing mich mit den Armen im Rockfutter; ungeduldig stieß ich durch, stülpte den Innenärmel nach außen, schnitt ihn ab; knöpfte mir die Hose zu, soweit noch Knöpfe vorhanden waren; die restliche Schlitzlänge steckte ich von innen mit einer Sicherheitsnadel fest. Eine ziemlich schwierige Manipulation: ich mußte den Bund noch einmal aufhaken, denn ich konnte nur mit einer Hand durch das Loch in der Tasche vordringen, die Nadel durch die Stoffblende stoßen, aber nicht verschließen; kaum ließ ich los, sprang das ausgeleerte Ding wieder auf. Ich verlor Zeit. Hörte auf der Treppe Schritte, fingerte fieberhaft, denn ich wollte um keinen Preis durch eine aufklaffende Hose auffallen. Das ist mir einmal passiert, nie wieder. Aus dem ungefütterten Jackenärmel stach Roßhaar, kitzelte unter der Achsel, daß ich lachen mußte, aber das verging mir, als die Türe aufflog.

Da stand Frau Pinkus mit hochrotem Kopf; das Blut, das ihr in die Wangen geschossen war, verjüngte sie. Hinter ihr wurde ein Tschako mit einer blanken Strahlenkokarde sichtbar. «Keine Umstände. Folgen Sie mir.» Und ich hatte mein Zimmer noch nicht aufgeräumt, die zerbrochenen Sachen noch nicht zusammengekehrt, die Blutflecke noch nicht wegewischt. Ich zeigte meinen zerschnittenen Fuß vor, um darauf hinzuweisen, daß ich nur langsam folgen könne. Frau Pinkus verband meine Wunde mit einem nassen Handtuch, verknotete es wie einen Fußlappen. Sie zischte mir ins Ohr: «Ich war es nicht, die Blutspur hat Sie verraten!»

Das Polizeirevier befand sich in der Nachbarschaft, wenige Häuser weiter. Arm in Arm mit dem Wachtmeister torkelte ich die kurze Strecke. Auf der Wachstube bot man mir sogleich Platz an; die zwei Beamten, die vorher gesessen hatten, sprangen auf, bezogen zu meiner Linken und Rechten Aufstellung. Man erwies mir alle Ehren eines Schwerverbrechers. Wenn auch noch keine Leiche ermittelt war: die Blutspuren ließen auf eine Gewalttat schließen.

Der diensthabende Wachtmeister tippte mit einem Finger auf einer alten Schreibmaschine, Marke Torpedo (klapperte wie ein Maschinengewehr mit Ladehemmung). Der Reihe nach: Name, Geburtsort, Beruf und andere unwichtige Angaben. Ehe wir zur Sache kamen, war der Finger schon müde. «Also, jetzt erzählen Sie mal zuerst ins Unreine, quatschen Sie sich nur aus, wir sortieren dann die Indizien und die brauchbaren Details. Sie gestehen also!» Und ich gestand, schwor, daß ich die Wahrheit sage, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit. «Soweit sind wir noch nicht», bremste der Beamte.

Die Geschichte, die ich von mir gab, wurde gar nicht erst aufgeschrieben. Lediglich: Tatbestand — nichtig. Schaden — geringfügig. «Wenn niemand Strafanzeige erhebt, wird das Verfahren niedergeschlagen. Vorläufig haben Sie nur die Kosten der Ermittlung zu tragen, die Ausfertigung des Protokolls, Schreibgebühren, Taxen, Altersversicherung, Notopfer. Und natürlich sollten sie der guten Frau die verhunzten Sachen ersetzen. Und das Blutwischen bezahlen. Sie ist doch selbst Putzfrau, da läßt sie sicher mit sich reden. Der amtliche Putztarif ist Zweifünfzig die Stunde.»

Wieviel verdient wohl so ein Schutzmänn? Ob ich die alle bezahlen muß, auch die nur herumstehen und zuhören? Das läppert sich zusammen. Kostet mich eine Stange Geld. Gut, daß ich nicht auch noch eine Runde schmeißen muß. Dazu bin ich ihnen nicht gut genug. Immerhin stand ich unter Mordverdacht. Wenn ich einer von ihnen wäre, würde mir das kleine Malheur mit dem Fuß als Selbstverstümmelung angekreidet. Als Privatmann kann ich mir die paar Schrammen leisten, ohne mich strafbar zu machen. Gut, daß mich kein Kommissar verhört hat; der wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, mich zur Beobachtung meines Geisteszustandes in eine psychiatrische Klinik zu überweisen. Da säße ich schön in der Tinte. Die finden doch bei jedem was. Jede Ungeschicklichkeit, jeder Fehlgriff und jeder Irrtum werden einem zum Verhängnis, wenn man dort unter die Lupe genommen wird.

Bin froh, wieder auf freiem Fuß zu sein. Habe verdammt Schwein gehabt. Hinke von dannen.

Frau Pinkus empfängt mich wie einen Verbrecher auf der Flucht. Ehe ich etwas sagen kann, zischt sie schon: «Pssst!», zieht mich in ihre Parterrewohnung, schubst mich in den Abstellraum, klemmt mich zwischen Kehrbesen, Eiskratzer, Schrubber, Mop, Staubwedel. Es riecht stickig nach Bohnerwachs, Soda, Salmiak, Fluor. «Na, nun packen Sie mal aus. Mir können Sie's doch sagen. Die Polizei haben Sie schön hinters Licht geführt, aber mir machen Sie nichts weis. Die Lage der Dinge läßt auf einen Zweikampf schließen. Ein Zweikampf im Dunkeln, der mindestens fünf Minuten gedauert hat. Das Blut im Bett ist von einer anderen Farbe als das Blut auf dem Teppich. Ich habe mir die Fingerabdrücke am Schalter, am Nachttisch, am Fensterbrett angesehen: Es waren zwei verschiedene Hände. Ich bin den Blutspuren auf der Straße nachgegangen. Sie enden vor dem Garten des Nachbargrundstückes, das leider eingezäunt ist. Ich werde schon herausbekommen, wo Sie die Leiche versteckt haben. Worum handelt es sich überhaupt? Um einen Mann oder um eine Frau? War es Notwehr oder geschah es im Affekt? Eine alte Abrechnung oder eine frische Tat? Mir können Sie alles sagen. Ich schweige wie das Grab. Ich gehe für Sie durchs Feuer. Ich habe immer schon ein Auge auf Sie gehabt. Gleich vom ersten Augenblick an habe ich gewußt, daß Sie etwas Besonderes sind.»

Sie hat mich überhaupt nicht beachtet, an mir vorbeigesehen, gering-

schäzig, abfällig. Das bin ich gewohnt. Ist mir auch lieber. Soll mich verflucht in Ruhe lassen. Was der überhaupt einfällt, mir so auf die Pelle zu rücken. Jetzt bin ich schön in der Zwickmühle. Wie soll ich mich freimachen, ohne ihr wehzutun. Aber wenn ich sie jetzt hart anfasse, beweise ich ihr, daß ich auch anders kann. Sie zwingt mich, Gewalt anzuwenden, und wenn ich es tue, kann ich nicht mehr leugnen, ein gewalttätiger Mensch zu sein. Sie drängt mich in die Enge, die Besenstiele stauchen mir in den Rücken, sie bläst mir ihren übelriechenden Atem unter die Nase. Ich winde mich, drehe mich um, zwänge mich rücklings an ihr vorbei, versuche mit den Schultern die Kombüsentüre aufzudrücken. Sie hängt an mir mit ihren schweren Fleischmassen. Ich versuche, sie abzuschütteln, aber sie bleibt kleben. Ich knete sie um, es ist ein hartes Stück Arbeit, dieses mächtige Weibsstück weich zu machen. Ihre Schürze hat sich in meiner Jacke verhakt, der Stoff reißt, Knöpfe springen ab. Ihre Hände krallen sich fest, ich beiße hinein, sie schreit auf, schnauft, weicht zurück, während es mir gelingt, durch die Türfüllung zu brechen und zu entkommen.

Ich laufe in mein Zimmer, schließe mich ein, da höre ich sie schon die Treppe hochpoltern. Sie keucht durchs Schlüsselloch: «Wenn Sie mich nicht sofort einlassen, zeige ich Sie bei der Polizei an. Was Sie gemacht haben, das reicht aus. Ich kann Stellen vorweisen, die man nicht ungestraft berührt. Ich habe blaue Flecken, wo eine anständige Frau keine Flecken haben sollte. Und Sie haben das auf dem Gewissen. Unsittliche Annäherung nennt man das. Ich brauche nicht einmal Zeugen, um sie zu überführen.»

Diese Schlampe! Ohrfeigen hat sie verdient. Nein, ich schlage keine Frau. Das wäre genau das, was sie will. Diese Person: tyrannisiert die Hausbewohner, schikaniert die Leute, wo sie nur kann, alle zittern vor ihr, dabei lechzt sie nur nach Hieben! Ich muß sie verdreschen, sonst zeigt sie mich an. Schlage ich sie, und ihr passiert was, bekomme ich Scherereien. Was tun? Ich öffne die Türe. Frau Pinkus stürzt sich auf mich, läßt die Luft ab, treibt mich zum Fenster. Ich lehne rückwärts hinaus, bekomme beinahe das Übergewicht, wäre hinausgestürzt vor Entsetzen, wenn sie mir nicht so nahe auf den Leib gerückt wäre. Sie hängt wie ein Ballastsack an mir. Hält mich fest, daß ich vor Abscheu die Wände hochgehen könnte. Jeder hat seine empfindlichen Stellen. Sie greift dorthin, wo ich kitzelig bin, ich muß lachen, sie wird angesteckt von diesem albernen Gelächter. Ich stoße sie zurück. Sie taumelt gegen die Kommode, von der Nippesachen herabpurzeln. Sie wird wütend, tritt den Stuhl um. Es kracht und splittert. Diesmal war ich es nicht, sondern dieses Weibsstück. Bläst sich auf, schwollt zornig an, wie von Preßluft hochgetrieben stuckt sie ruckweise in die Breite (sie erinnert an die Reifenfrau einer Pneureklame): Kopfballon, Armwülste, Schlauchbeine, riesiger Bauchglobus mit eingeschnürten Meridianen. Die überdehnte Haut platzt in feinen Rissen, die sofort vernarben, schleimblutend wie mit Gummilösung überwachsen; rosigbraune Platzwunden. Ich

steche in sie, da geht ihr die Luft aus. Prasselnd und rauschend fällt sie in sich zusammen, lose schlackernde Haut faltet sich, rieselt schlaff zu Boden, zerbröseln mehlig, ein Häufchen Staub. Noch außer Atem verschlucke ich mich, drohe zu ersticken. Erwache.

Finde mich auf dem Teppich neben dem Bett. Habe die Nachttischlampe heruntergerissen, mir den Fuß in den Scherben der Glühbirne aufgeschnitten; humpele zur Jalousie, ziehe sie hoch. Tageslicht dringt herein, helle Sonne. Blutflecke auf Bettuch und Teppich. Ich wasche sie mit Reinigerschaum aus, tupfe mit Höllensteinstift die offene Wunde ab, Pflaster drauf, halb so schlimm.

Wie oft bin ich schon auf die Nase gefallen, habe mir Knie und Hände blutig geschlagen; nie die Knochen gebrochen, immer nur Schrammen, Verstauchungen, Blutergüsse. Strecke die Hände vor, als könnte ich den Sturz abfangen. Körpergewicht plus Fallgeschwindigkeit plus (wie war noch die Formel Newtons?). Die aufgestückten Hände bremsen den Aufprall, aber sie schmerzen verflucht. Ich stehe auf. Gehe weiter. Ein Herr kommt mir entgegen, weicht nach links aus. Ich weiche ebenfalls aus, nach rechts. Wir prasseln fast zusammen, murmeln beide gleichzeitig: «Papardondon.» Versuchen es noch einmal andersherum, tanzen wie spanische Tänzer face-en-face, stoßen schließlich doch mit dem Kopf zusammen. «Tolpatsch!» «Gleichfalls.» «Flegel.» «Flappmann. Bollerkopf. Bumsrübe, Kartoffelpuffer. Kohlrabi. Knallkürbis. Platzpatrone. Luftloch!»

Ich gehe, wie ich gehe, wie ich ging. Halte die Ohren steif, beiße auf die Zähne. Nur keine Widerrede. Es beginnt mit harmlosen Unflätigkeiten und endet mit einem Faustkampf und Messerstechereien. Ich warte an einer Verkehrsampel, die WARTE signalisiert. Gehe bei GEHE, gehe gehorsam in mäßigem Schrittempo los, einszwei, einszwei, setze Fuß vor Fuß, bedächtig, regelmäßig. Gehe wie ein Schwellengeher über den Zebrastreifen, eins lang, zwei kurz. Auf halbem Weg, ich befindet mich gleich weit von beiden Bürgersteigborden entfernt, erlischt das Grünlicht, und ich sehe Rot, ohne Zwischen gelb. Die Autos fahren an, ich stehe auf der Fahrbahn. Die ersten haben mich gesehen, fahren noch langsam an mir vorbei, lassen noch Abstand. Aber dann kommen sie von weither angebraust: Lastwagen, getragen von der Grünwelle, rasen auf mich zu, Kühler an Kühler nebeneinander, es gibt kein Ausweichen: die mit Streifen markierten Fahrbahnen sind mit diesen schweren Fahrzeugen ausgefüllt. Bremsen kreischen, ich springe zurück, nur einen Schritt, gerade in die Gegenfahrbahn, die ebenso prall mit Wagenkolonnen besetzt ist, Stoßstange an Stoßstange. Ich schließe die Augen, halte die Luft an. Stelle mir vor, wie so ein Karren mich auf die Hörner nimmt; wie ein nasser Sack werde ich durch die Luft geschleudert, lande vor einer Windschutzscheibe. Bullaugige Zugmaschinen schnaufen auf mich zu, stierend. Riesige Wulstpneus mit Karomuster überrollen mich, kneten mich in den weichen Teer, stampfen mich ein. «Können Sie keine Verkehrsschilder lesen?»

Ich öffne die Augen. GEHE. Die Autos haben gestoppt. Ein Polizist winkt mir. Ich lasse mich auf keine Erwiderung ein. Polizisten haben immer recht. Ich lasse die Strafpredigt über mich ergehen, nicke ja, schüttle den Kopf, zahle die Buße. Drei Mark Verwarnungsgebühr. Stecke die Quittung ein. Gehe weiter. Da werde ich zurückgepfiffen. «Wissen Sie nicht, daß Sie rechts gehen müssen?» «Rechts gehen, links überholen.» «Unsinn, die Bürgersteige sind beiderseits der Fahrbahn angelegt. Warum wohl? Denken Sie mal scharf nach. Köpfchen, Köpfchen. Stellen Sie sich nicht dümmer als Sie sind. Es sei denn, Sie wollen nichts davon wissen. Das ist eine strafbare Dummheit. So einer sind Sie also. Hören Sie gefälligst zu, wenn ich Ihnen eine Belehrung erteile. Was habe ich gesagt?» «Rechts darf man nur rechts gehen.» «Und links?» «Auch nur rechts.» «Kapiert?» «Aber —.» «Kein Aber. Einbahn ist Einbahn.» «Aber ich muß zu meiner Werkstatt. Die liegt auf der anderen Straßenseite. Haus Numero Fünfundzwanzig. Wie soll ich denn dahin kommen, wenn ich nur auf der rechten Straßenseite gehen darf? Dort sind doch nur die geraden Zahlen.» «Hören Sie auf mein Kommando: Kehrt marsch, rechtsschwenkt. Beim nächsten Rotlicht stopp, bei Grün Kreuzung überqueren, kehrt marsch, bis zum nächsten Zebrastreifen, dann aber dalli, im Laufschritt über die Straße, zuerst nach links blicken, dann nach rechts, ob kein Fahrzeug kommt. Handzeichen geben und dann losgespresh, und wo sind Sie denn? Scharf nachdenken. Auf der Seite der ungeraden Zahlen kommen Sie von rechts. Verstanden?» «Verstanden.»

Man muß mit Polizisten Nachsicht haben, sie halten Ordnung, so gut es geht und schlagen sich mit den Leuten herum. Schon die Kinder nehmen sie nicht ernst, werfen ihnen Bälle nach, zielen mit Zwillen, in denen sie kleine Steinchen schleudern, auf die Tschakos, spicken den Uniformrücken mit Pfeilen, die an Gummisaugtellern haften, rufen ihnen Schmähworte nach: «Pan-nasch! Polente! Polyp, Kanake! Greifer! Poliquetsch! Pickelfritz! Pallapete! Pireskro!» Gießen Nachtgeshirre aus den oberen Stockwerken auf die Straße, zielen auf die Polizisten, die mit Gummiknüppeln um sich schlagen. Es trifft immer die Unschuldigen.

Neulich mußte ich einen Ovalspiegel transportieren, den ich in einen Goldrahmen eingezogen hatte. Ich trage ihn, feinsäuberlich verpackt, verschnürt, unter dem Arm; eine Hand wie ein Tragehaken eingewinkelt, die andere vorgestreckt, vorne zufassend, um die Schwankung zu verringern. Die Straßenjungen blenden den Polizisten mit Taschenspiegeln, wie üblich bei sonnigem Wetter. Der Polizist schließt die Augen und prallt mit mir zusammen. Ich lasse mein sperriges Paket fast fallen, das Packpapier reißt, die Hanfkordel verrutscht. «Habe ich ihn erwischt!» Ich versuche das Packpapier über die blinkende Stelle zu zerren. Statt mir zu helfen, macht mir der Polizist ein Protokoll wegen «Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, Blendung eines Beamten auf offener Straße.» Ich habe alle Mühe mit meinem Paket. Die ovale Form ist

schwierig zu verpacken, schwierig zu halten, ich stütze den Rahmen auf meinem Oberschenkel auf, versuche das Gleichgewicht zu finden. Da ich den erhobenen Fuß nicht auf den Mülleimer abzusetzen wage, gerate ich ins Schwanken. Die Hände schwitzen vom krampfhaften Festhalten des schweren Dinges. Ich neige mich vor, um die Umwicklung zu straffen, halte das Oval schräg, die Verpackung reißt, der Spiegel kippt und zerschmettert vor den Füßen des Polizisten. Nur mein solide gearbeiteter Rahmen (mehr als dreiundachtzig Leimstellen und zwölf Blattschnörkel) bleibt bruchlos liegen, lediglich die Goldbronzierung und einige Stukkaturen beschädigt. «Das wird Sie teuer zu stehen kommen!» Dumme Redensart. Als ob die Sache nicht schon mißlich genug wäre. Ich laufe zu meiner Werkstatt zurück, um Besen und Schaufel zu holen. Nach drei Schritten holt mich der Polizist ein. Er traut mir nicht, begleitet mich «zur Sicherheit». Ich hole das Putzzeug, und bis wir wieder zur Stelle sind, die hätte bewacht werden sollen («im Interesse der öffentlichen Sicherheit»), steht schon eine Frau mit blutigen Händen da, behauptet, sie hätte sich geschnitten, verlangt Schmerzensgeld, Arbeitsausfallvergütung, Krankengeld etc. Der Polizist notiert den Vorfall, schreibt Zeugen auf. Ein Fahrrad hat einen Reifen platt. Bis ich die Scherben weggekehrt habe, zieht die Sache weitere Kreise. Nur nicht vor Gericht! Ich sage ja und amen zu den Bußen, die mir aufgebrummt werden. Nur nicht vor Gericht müssen! Wenn ich Einspruch erhebe, ziehe ich doch den kürzeren. Vor Gericht zitiert zu werden, ist ein Alptraum für mich. Dieser Museumsskandal hat mich fast ruiniert.

Sonntag morgens, Eintritt frei, gehe ich ins Museum. Da ich Rahmenmacher bin, interessieren mich die Einrahmungen beruflich. Ich sehe mir vor allem die Barockrahmen genau an, um mir Anregungen zu holen; Barockrahmen sind wieder Mode.

Das Museum ist schwach besucht. Die Stille hält wider von meinen quietschenden Schritten. Die uniformierten Aufpasser sehen mich mißtrauisch an. Um das peinliche Geräusch, das meine Sohlen machen, zu vermeiden, gehe ich auf den Zehenspitzen, es hilft nichts. Ich versuche, auf den Hacken zu hampeln und mit auswärtsgekehrten Schlürfschritten mich vorzubewegen. Das Quietschen wechselt über in Quieken, Ächzen, Piepsen, Stöhnen. Vor lauter Bemühung, nicht aufzufallen, falle ich besonders auf und reize den Argwohn der Wächter. Um nicht als Störenfried zu erscheinen, mache ich solche Anstrengungen und Verrenkungen, daß ich als «verdächtiges Subjekt» registriert werde; die Wächter folgen mir auf Schritt und Tritt. Es gelingt mir, ihnen ein Schnippchen zu schlagen. Durch mehrmaligen Wechsel der Gehrichtung und kurzes Hakenschlagen hinter Seitenwänden, Benutzung von Notausgängen und Überschreitung von Absperrungen manövriere ich mich in einen freien Raum. Ich befinde mich im Peter-Paul-Rubens-Kabinett, gerade unter dem Oberlicht. Genieße die Stille, denn seit ich stehengeblieben bin, gehen

auch meine Verfolger nicht weiter, sie warten und lauschen wie ich. Traue meinen Augen nicht: der Raub der Sabinerinnen bewegt sich von der Wand her auf mich zu. Wohlverstanden: nicht die dargestellten Leiber bewegen sich, sondern das Bild kippt wie eine Klappe vornüber und hätte mich erschlagen, wenn ich nicht zurückgesprungen wäre. Der Aufschlag des Riesengemäldes donnert, die Stucksplitter des Rahmens sausen wie Schrapnelle an meinem Kopf vorbei. Wärter stürzen herein, werfen sich auf mich, zwingen mich zu Boden, mit dem Kopf nach unten, wie einen Tobsüchtigen.

Um es kurz zu machen: Ich wurde der Sachbeschädigung und mutwilligen Zerstörung eines Kunstwerkes beschuldigt. «Von alleine fällt kein Bild von der Wand. Das müssen Sie gefälligst einräumen. Wo kämen wir hin, wenn wir diese Eventualität zulassen würden: ausgeschlossen. Ein Bild fällt nicht von der Wand, es sei denn, es werde heruntergerissen. Ja, mit Gewalt. Es bleibt nur noch die Frage des Motives zu klären: handelt es sich um ein Attentat aus moralischer Entrüstung oder um einen Akt perverser Sinnlichkeit: die handgreifliche Berührung der dargestellten Details. Diebstahl kommt nicht in Frage, weil das Objekt zu groß ist.»

Ich mußte mir einen Verteidiger bestellen. Beauftragte ihn, ein Sachverständigengutachten über den Zustand der Wand, des Hakens, des Halteseiles einzuholen, um zu beweisen, daß das Bild auch ohne mein Hinzutreten von der Wand gestürzt wäre. Aber der Advokat hatte seine eigene Ansicht von der Sache. Er riet mir dringend, die Wahrscheinlichkeit (Evidentia) in Rechnung zu stellen. «Die Kausalität ist ein unumstößlicher Grundsatz der Logik. Und ohne Logik keine Rechtsprechung. Mit anderen Worten: wo eine Wirkung ausgelöst wird, muß eine Ursache vorhanden sein.» In seinem Plädoyer brachte der Verteidiger mein Dastehen und das Herabfallen des Bildes in Kausalzusammenhang, ohne daß ich Einspruch erheben konnte. Er hatte mir schon vorher gedroht, meinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, um verminderte Zurechnungsfähigkeit geltend machen zu können. Er mußte das Mandat niederlegen, wenn ich mich halsstarrig gegen die vernünftige Weltordnung stellen wolle. In der Verhandlung nun erzählte er eine rührende Geschichte, die nicht der Wahrheit entsprach, aber die Wahrscheinlichkeit für sich hatte: «Ein Rahmenmacher, Berufsgruppe der Kunsttischler, geht ins Museum, um die Qualität der alten Rahmen zu studieren. Aus Berufsleidenschaft nimmt er dieses Prachtsstück eines historischen Rahmens in Augenschein — und ich betone das noch einmal: lediglich in Augenschein. Da er kurzsichtig ist — Sie sehen, er trägt eine Brille — muß er sich dem Objekt seiner Untersuchung nähern. Unmerklich touchiert er eine Ecke mit der Nase (ich ärgerte mich besonders über die Formulierung: touchieren, aber sie tat ihre Wirkung), und dieser winzige Anstoß — ich wiederhole, es geschah unabsichtlich — löste eine Lawine aus: Der gelockerte Haken bricht aus der Mauer, das morsche Halteseil reißt, eine längst fällige Katastrophe kommt ins

Rollen. Dieses Unglück hätte jeden treffen können, ja es hätte den Unglücklichen beinahe erschlagen. Bestraft man denn heute Bilderliebhaber mit dem Tode? » Undsoweiter. Ich wurde schuldig gesprochen, aber mein Verteidiger erreichte, daß mir mildernde Umstände zuerkannt wurden. Ich kam mit einer — allerdings empfindlichen — Geldstrafe davon. Die Rahmenreparatur, die ich mich anerboten hatte, kostenlos und bestens auszuführen, wurde mir nicht anvertraut, sondern meinem Konkurrenten, der schon lange darauf gewartet hatte, mir eins auszuwischen. Er berechnete das Dreifache des angemessenen Preises, und ich mußte bezahlen (plus Gerichtskosten, Taxen, Steuern).

Meine Schulden vergrößern sich seitdem umgekehrt proportional zu meinen Einkünften.

Ich gehe in eine Kneipe, will einen Schnaps auf den Schrecken trinken, setze mich an einen Ecktisch. Bestelle einen Doppelten und ein Bier, studiere die Karte. Die Serviererin kommt auf mich zu. Sie stemmt ein großes Tablett wie ein Gewichtheber, balanciert eine Riesenladung Suppenteller, Bierseidel, Bratenplatten; die Anhäufung von schwerem Silber, Porzellanzeug, überschwappenden Gläsern schwankt, die Serviererin vollführt einen kleinen Tanz, um das Übergewicht auszugleichen, just vor meinem Tisch neigt sich das Tablett und stürzt mir entgegen. Ich ziehe den Kopf ein, halte die Hände vors Gesicht, da ergießt sich der schwappende Schwall von heißen Suppen, Saucen, kaltem Bier über mich. Von den Haaren bis zu den Hosen werde ich durchnäßt und beschmiert, fünf Servietten reichen nicht aus, um wenigstens Gesicht und Hände zu reinigen. In meiner Rocktasche fand ich später noch Spargel spitzen, in der Westentasche eine saure Niere, Tomatenpüree tropft wie dickes Blut von meinem Hals, Spaghettis hängen mir um die Ohren. So übel zugerichtet werde ich auch noch beschimpft, statt daß man sich entschuldigt und mir hilft. Diese Person, der das Malheur passiert ist, behauptet einfach, ich hätte ihr ein Bein gestellt. Es wird gar nicht lange nachgeprüft, ob das bei Lage der Dinge überhaupt möglich gewesen wäre. Ich wurde vor die Türe gewiesen. Für die Kleiderreinigung konnte ich selbst aufkommen und mußte noch froh sein, daß man mich nicht für den Schaden haftbar machte. Stand draußen wie ein begossener Pudel, rief ein Taxi. Der Fahrer weigerte sich, mich in diesem Zustand zu befördern. « Und wer bezahlt mir die ruinierten Polster? »

Ich trottete zu Fuß nach Hause. Ein herrenloser Hund lief mir nach, schnappte nach meinen Hosenbeinen, die mit Fleischbrühe und Bratensaft getränkten waren. Ich konnte ihn kaum abschütteln. Ließ ihn einmal lecken, weil ich hoffte, ihn dann eher loszuwerden. Aber er versuchte, mein Bein zu packen, hielt es wohl für einen Knochen. Gassenjungen kamen dazu, wie ich nach dem Hund trat. Warfen mit Dreck nach mir. Riefen: « Hosen scheißer. »

Spießbrutenlaufen an aufgeputzten Sonntagsspaziergängern vorbei; ich war froh, als ich zu Hause ankam. Steckte die Sachen alle in die Mülltonne, legte mich ins Bett, am helllichten Tage. Versuchte zu lesen, zündete mir eine Ziga-

rette an, schließt ein. Nein, das Plumeau stand nicht in Flammen, als ich aufwachte. Der Glimmstengel war erloschen, ohne Unheil angerichtet zu haben. Glück muß man haben.

Die Spieluhr macht mir Spaß: sie klimpert mit ihren Plinkplankterzen: «Glücklich ist, wer vergißt.» Ich wollte sie eigentlich gar nicht kaufen, suchte ein Geschenk, sah mir im Kaufhaus einige Sachen an, nahm das Ding in die Hand, wollte nur ausprobieren, welche Melodie es von sich gäbe, drehte den Schwengel, klick, da hatte ich ihn in der Hand. Will vorsichtig die Drahtkurbel wieder hineinstecken, da kommt der Verkäufer gerannt, schreit: «Was haben Sie denn da gemacht? Das Ding demoliert; in der falschen Richtung gedreht. Können Sie nicht lesen: Berühren der Gegenstände verboten. Und dann wollen Sie sich heimlich aus dem Staube machen und für den Schaden nicht einstehen? So einer sind Sie? Aber ich habe Sie erwischt. Jetzt müssen Sie die Sache wenigstens bezahlen. Macht: Zwölffünfzig.» Vermutlich hat jemand anderer den kleinen Schaden verursacht und ist unentdeckt entkommen. Mir gelingt so etwas nie.

Aus Schaden wir man klug. Porzellansachen und Scherzartikel fasse ich prinzipiell nicht mehr an, geschweige denn Uhren und Brillen. Nicht, daß ich nicht vorsichtig wäre! Ich prüfe jeden Stuhl, ehe ich mich setze, ob er nicht wackelt, die Beine nicht angesägt sind, die Lehne nicht nachgibt. Die Stabellle in meinem Zimmer ist ziemlich stabil gebaut, die vier Beine schräg nach außen gerichtet, fest in der Sitzplatte vernutet. Ich setze mich also: neige mich rücklings in die Hocke, treffe auf keinen Widerstand, falle durch, stauche mir den Steiß auf. Obwohl das Sitzfleisch die Wucht des Aufpralls mildert, stößt es mir wie eine Faust unter die Schädeldecke. (Körpergewicht mal Fallhöhe, mal Beschleunigung, siehe Newton.)

«Was haben Sie denn nun wieder angestellt?» Frau Pinkus drückt ein Auge zu, kneift die Lider zusammen, blinzelt. Die Augenhäutchen zucken nervös, welche Blätter über Bonbonaugen, die klebrig triefen. Sie schnuppert, wittert. Vielleicht duftet der Knochenleim, den ich verwendet habe, um den Stuhl zu reparieren, oder das frische Holz, mit dem ich die Bettstelle neu eingekleilt habe, oder die Knetmasse, mit der ich die Fenster nachkitte, oder das «flüssige Porzellan», das ich für die Restauration der Vase beschafft habe? Sie würdigt mich keines Blickes, nimmt die Vase, ohne die Flickstellen zu bemerken, gießt sie halb voll Wasser und ordnet Blumen ein. Hat sie wohl aus der Mülltonne aufgelesen. Schreibt sie mir dann zu Markthöchstpreisen auf die Monatsrechnung. Diese verwelkten, zerzausten Narzissen sind eine Zumutung, aber ich wage nicht, Einspruch zu erheben. Vielen Dank. Bin froh, daß sie mich mit ihren Zeitungen in Frieden läßt. Sie sammelt alte Illustrierte, kramt sie aus den Abfällen im Keller, versucht sie «zu ermäßigten Preisen» wieder an den Mann zu bringen, hilft mit Drohungen nach. Sie treibt regen Handel mit frischen Eiern, die nach Chlorkalk oder Schwefelkohlenstoff stinken (je nach Alter),

verschimmeltem Brot, faulen Äpfeln. Im Anfang habe ich alles genommen, ohne Reklamation. Um sie mir günstig zu stimmen, zollte ich ihr freiwillig einen Tribut, als ob ich mich loskaufen könnte von Verdacht und Nachstellungen. Es liegt mir viel daran, mein Zimmer zu behalten. Meine Werkstatt hat man inzwischen ausgeräumt, die Sachen wurden verpfändet, die Räume neuvermietet. Ich habe meine Steuer- und Gerichtsschulden bezahlt und sogar noch eine Kleinigkeit auf der hohen Kante, einen Notgroschen. Kann mir das Zimmer noch eine Zeitlang leisten.

Zwei Schritte vor, zwei zurück. Vorwärts, rückwärts. Der Fußboden mißt schätzungsweise vier Meter mal vier Meter. (Fünf Schritte à achtzig Zentimeter.) Genügend Fläche, um sich ein wenig die Füße zu vertreten. Wenn die Möbel nicht im Wege stünden, könnte ich mit einigen Wendungen und Kehren spazierengehen. (Viermalviermalviermal — in einigen Stunden macht das Kilometer.) Ich bin nicht sportlich, sonst könnte ich auch Kletterpartien unternehmen: vom Stuhl zum Tisch zum Schrank bis unter die Decke. Vier mal vier mal zweifünfzig macht einen Kubus, genügend Kubikmeter jedenfalls, um Luft zum Atmen zu haben. Sauerstoffmangel ist nicht zu befürchten: der Wind pfeift unter der Türe und durch die Fensterrahmenritzen.

Prost! Ich erhebe mein Glas, fasse es vorsichtig am Stiel, setze es sanft ab. Ein kleiner, kaum hörbarer Knacks, der gläserne Kelch neigt sich zur Seite, ergießt seinen Inhalt auf das Tischtuch, rollt zum Rand der Platte, fällt herab, zerbricht in bizarre Splitter, färbt auch noch den Teppich mit Rotwein. Ich rühre keinen Finger, starre auf den Fuß des Glases, den aufragenden Stumpf mit der schrägen Fraktur. Ich bücke mich nicht, um nicht noch größeres Unheil anzurichten (das Tischtuch zu verzerren, den Tisch umzuwerfen, vom Stuhl zu fallen), atme tief durch die Nase, aus der es zu tropfen beginnt — ich habe mich doch nicht erkältet? Nein, es ist Blut. Ich lege den Kopf in den Nacken, einen Schlüssel ins Genick. Die lauwarme Blutbrühe rinnt mir über die hintere Gaumenwand in den Schlund. Ich schlucke, würgen den süßlich faulen Schleim herunter. Zähle bis hunderteinundzwanzig. Stehe vorsichtig auf, wanke zum Waschtisch, gurgele mit Mundwasser. Spucke aus, da rasselt etwas Hartes in die Porzellanschüssel, die scheppert. Eine Krone ist aus einem Bakkenzahn gebrochen, ein unscheinbares Goldklümpchen. Andenken an bessere Zeiten. Wenn ich das einlöse, kann ich mich noch eine Zeit über Wasser halten. Besser ich profitiere davon als die Leichenbestatter. Meine Zunge reibt sich am rauen Kraterrand des Zahnstumpfes, ich befühle mit dem Zeigefinger die scharfen Bruchkanten, versuche mit dem Nagel Zahnstein abzustoßen, da bröckelt der morsche Zahn (wenns weiter nichts ist!). Man gewöhnt sich an alles, ein Loch im Mund, eine Zahnlücke: zuerst fährt man immer wieder mit der Zunge darüber, reibt sie sich wund, Blasen werfen sich auf, schwellen wieder ab. Halb so schlimm. Rasieren ist eine lästige Sache, aber ich kann mich nicht entschließen, mir einen Bart wachsen zu lassen. Meine Haare sprießen

wie Unkraut, wachsen krumm, kriechen kringelnd unter die Haut, entzünden sich in kleinen Pickelbläschen. Jeden Morgen hole ich mit der Pinzette schwarze Haarkringel unter roten oder gelben Pusteln hervor. Wasche mit beißendem Alkohol nach, tupfe das Blut mit etwas Watte ab, ein winziges Pflästerchen darauf, fertig. Da ich mich oft mit dem Rasiermesser schneide, sehe ich ziemlich verschrammt aus. Blutflecke oder Rotweinflecke auf meinem Hemd sind nicht voneinander zu unterscheiden. Mein Anzug hat noch andere Flecke aufzuweisen: Fettflecke, Reinigerflecke, Brandflecke, Farbflecke, Säureflecke. Helle Stellen, speckige Stellen, abgeschabte Stellen, Flicken, Fäden, Risse, Fransen. Aus einer gewissen Entfernung sind diese Schäden nicht im einzelnen zu erkennen, deshalb achte ich auf Distanz.

Nähe mir die abgerissenen Knöpfe selbst an, nicht alle, nur die unumgänglich nötigen. An alten Sachen ist ja unablässig etwas zu stopfen, nähen, stecken. Wenn ich es genau nehmen würde, hätte ich viel zu tun. Schnürriemen reißen, lassen sich knoten. Die Sohle löst sich vom Schuh, Schnüre drum. Wenn alle Stricke reißen, kann ich auch auf Fußlappen laufen. In den Socken klaffen große Löcher, Zehe und Ferse scheuern durch. Der Fußschweiß löst die Wolle auf. Solange ich noch Eau de Cologne hatte, konnte ich den Geruch überdecken. Mir macht es nichts, aber Frau Pinkus schnüffelt herum. Behauptet, sie hätte einen Riecher für Dinge, an denen etwas faul sei. Soll mich verflucht in Ruhe lassen. Habe sie nicht gerufen. Brauche keine Unterstützung, am wenigsten von einer Wirtin, die nicht einmal die Hauswirtschaft führen kann und nur andere für sich springen lässt.

Sie schickt mich Besorgungen machen. «Kartoffelfreund, Lebensmittel en gros.» Da fällt manchmal etwas Eßbares für mich ab, Kartoffeln mit Keimlingsbärten, weicher Zwieback (leicht mit Soda getränk), Zucker (schwach mit Salz vermischt), Speckschwarten (die einen Tropfen Petrol abbekommen haben). Samstags putzt Frau Pinkus den Laden, und ich leiste Hilfestellung. Kehre Kaffeereste aus der Zentrifugalwaage, fege Mehlstaub und Grütze auf, vermischt mit Zement, Mottenpulver, Unkrautvertilger, fege ganze Tüten voll Resten aus den Ritzen und Fugen, Tablaren, Regalen. Sortiere zuerst Milben, Mehlwürmer, Schaben und Ohrkriecher aus, gebe dann die Mischungen durch drei Siebe: grob, mittelfein, fein. Trenne nach Tonwert, Geschmacksrichtung, Farbe. Breite meine Analysen säuberlich auf Ölpapier aus, teile die Ergebnisse durch vier. Frau Pinkus bekommt drei Anteile, vom Rest kann ich leben. Fehlt nur Wein. Auch der lässt sich beschaffen. Und meine Kippenpfeife hat stets etwas zu qualmen.

In der Mitte meines Zimmers steht die Wirtin, aufgepflanzt wie ein Grabstein; eine schwarze, unheilschwangere Stubenmutter. Harrt meiner, unerschütterlich, selbst durch das Knallen der Tür, die hinter mir ins Schloß fällt, nicht aufgeschreckt. Sie hat im Stehen geschlafen, den Kopf auf die Brust gesenkt; das schütttere Schwarzhaar grinst mich mit hellem Narbenscheitel an.

Sie blickt von unten auf, weiße, blutunterlaufene Augäpfel, in der Mitte ein verschwommener Graustich. Ich mache eine ausschweifende Geste, um ihr Platz anzubieten. Als Ankommender bin ich in der günstigeren Position. Bringe noch Schwung mit. Bin entschlossen, auf den Beinen zu bleiben, Oberhand zu behalten. Wenn sie sich setzt, nagele ich sie fest. Sie ist schwerhörig und sieht schlecht, deshalb muß ich deutlicher werden. Die einzige Sprache, die sie versteht, ist die Gewalt, eine handgreifliche Syntax. Ich tippe sie an, stoße sie zurück, treibe sie vor mir her, bis zum Stuhl, drücke sie dann herunter. Sie sackt ohne Widerstand herab, der Stuhl kracht ein, die Splitter sausen ihr ins Hinterteil, bringen sie sogleich wieder hoch. Gereizt wie ein verwundetes Flußpferd stapft sie mir entgegen, gibt unartikulierte Laute von sich. Ich weiche aus, lasse sie gegen die Wand prallen. Benommen schüttelt sie den Kopf. Ich bleibe höflich, weise ihr das Bett an. Da sie nahe an der Gestellkante steht, brauche ich ihr nur einen Schubs zu geben, schon fällt sie hinein: die Matratze saust zum zweitenmal durch den Rahmen. Ich springe der Eingeklemmten bei, helfe ihr wieder hoch, denn es kommt mir nicht darauf an, daß sie sich zur Ruhe legt, sondern daß sie begreift: ich will ihr eine Lektion erteilen. Deshalb zeige ich ihr das Fenster, versuche es vor ihren Augen zu schließen. Der ausgeleierte Haken hält nicht mehr, die Scharniere wackeln, der Rahmen ist windschief und verzogen. Die gute Hausfrau probiert es nun eigenhändig. zieht so heftig am Griff, daß er abreißt. Das war schon längst fällig. Diesmal bin ich es nicht gewesen. Wütend hantiert sie, um den Rahmen festzuklemmen, klirr springen die Scheiben. Sie läßt die Sache aus der Hand, da rutschen die Flügel aus den Scharnieren, fliegen auf die Straße. Frau Pinkus neigt sich weit hinaus, um den Schaden zu besehen. Ich brauchte nur ein klein wenig nachzuhelfen, dann würde sie halsüberkopf hinuntersausen. Ich schließe die Augen, beiße auf die Zähne, unterdrücke das aufsteigende Kribbeln in den Fingerspitzen.

Ich sehe Sterne, flirrende Leuchtpunkte, tanzende Funken. Zähle bis drei, öffne die Lider. Keine Frau Pinkus ist mehr zu sehen. Kein Aufprall, kein Schrei ist zu hören. Räume mein Zimmer auf. Den zerbrochenen Stuhl werfe ich aus dem Fensterloch, die Vase hinterdrein, die Lampe, die Waschschüssel, was ich nur zu fassen bekomme, fliegt in mehr oder weniger hohem Bogen hinaus. Merkwürdigerweise fallen die Sachen nicht, sondern steigen, segeln wie leichte Pappatrappe im Morgenwind. Der Fußboden federt, die dünnen Bretter geben unter meinen Füßen nach. Beschwingt versuche ich zu springen, muß nur aufpassen, daß ich nicht mit dem Kopf unter die Zimmerdecke stoße. Diese Gymnastik ist äußerst erfrischend. Ich breite die Arme, grätsche die Beine, lasse den Kopf pendeln und kreisen. Einszwei, Einszwei. «Und die Arme in die Seite, und die Beine in die Höh!» Sogar ein Salto gelingt mir, Welle, Überschlag, Kopfstand, Purzelbaum. Ich hätte Lust zu singen, aber es fällt mir kein Lied ein. Immerhin: der Tag fängt gut an.